

## Die Schwierigkeiten einer sinnvollen Entwicklungshilfe

Die Gründung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) Anfang der 60er Jahre markiert in Deutschland den Beginn der Entwicklungspolitik als integrierter Bestandteil der nationalen Politik. Nur wenig früher sind die ersten diesbezüglichen Bemühungen der Vereinigten Staaten anzusetzen, was klar vor Augen führt, um welchen jungen Politikzweig es sich immer noch handelt: auf gerade einmal knappe fünfzig Jahre blicken die verschiedenen Akteure, wie Staaten, internationale und zivilgesellschaftliche Organisationen zurück, die mit ihren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Aktivitäten auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen in den weniger entwickelten Ländern abzielen.

Trotz der relativ geringen Zeit, hat die Entwicklungspolitik schon die verschiedensten Stadien durchlaufen, die jeweils von unterschiedlichen Ansätzen und Strategien geprägt sind.

Zweifellos sehen sich die Hilfe leistenden Staaten immer wieder vor neue Probleme gestellt und sind gezwungen, ihre eigene Rolle und damit ihre Handlungsstrategien ein ums andere Mal neu zu definieren: Neue Statistiken über das rasante Bevölkerungswachstum in Indien – jährlich kommen 80 Millionen hinzu-, die drohende Welternährungskrise, die täglich Schlagzeilen macht, und den verschwindend gering erscheinenden Erfolg der entwicklungspolitischen Bemühungen führen zu einer immer resignierenden Haltung und der Frage, ob es nicht mehr oder weniger auf das Gleiche hinausläufe, würden die Hilfsprojekte eingestellt werden.

Oftmals sind es unüberwindbar scheinende Probleme, die sich nicht selten als eine Art Teufelskreis entpuppen und darum nur sehr schwer in Angriff genommen werden können. Das steht außer Frage und auch möchte ich mir als Laie kein umfassendes Urteil über dieses komplexe System aus Ursache, Folge und Massnahme erlauben, aber es sei doch auf den ein oder anderen Bereich der heutigen Entwicklungspolitik hingewiesen, die mir persönlich in ihrer jetzigen Form immer noch nicht als zukunftsgepappnet und deshalb reformbedürftig erscheint.

Wichtig scheint mir in diesem Zusammenhang eine bessere Aufklärung der Menschen in den Industrieländern, um ein tiefgreifenderes und differenzierteres Verständnis dessen zu schaffen, was im jeweiligen Land unter den gegebenen Bedingungen tatsächlich umsetzbar ist und welchen Schwierigkeiten die transnationalen Einsätze im interkulturellen Kontext begegnen. Dies könnte ein Denkansatz sein, um einerseits einer generellen Frustration und ablehnenden Haltung in den Geberländern gegenüber der sooft hoffnungslos erscheinenden Entwicklungspolitik vorzubeugen, andererseits, um Selbige noch effektiver zu gestalten.

Zweifellos ist die Westwelt zu jedmöglicher Unterstützung, die sie in dieser Hinsicht geben kann, moralisch verpflichtet. Doch gleichzeitig darf sie es nicht versäumen, ihren eigenen Bürgern eine präzise und ehrliche Erklärung über die Erfolge und Schwierigkeiten ihrer Hilfsprojekte zu geben und ein fundiertes Bewusstsein in der Bevölkerung zu schaffen für die schiere Unmöglichkeit, geplante Projekte eins zu eins in die Realität umzusetzen. Dies ist ihre Verpflichtung und, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheinen mag, von größter Bedeutung, vor allem in Anbetracht der sich seit einiger Zeit breit machenden Resignation in den finanzkräftigen Bevölkerungen. In Europa verfügen wir generell über eine sehr geringe Frustrationsgrenze, wenn es darum geht, Bilanz zu ziehen, sei dies auf dem politischen,

wirtschaftlichen oder eben auf dem entwicklungspolitischen Sektor. Gemäss unserem erfolgsorientierten Denken und Kalkulieren, das sich seit Jahrzehnten, wenn nicht gar seit Jahrhunderten in der Mentalitaet besonders der deutschen Bevoelkerung verankert hat, fragen wir immer sofort nach dem Verhältnis von Input und Output: Was wurde geopfert und mit welchem Erfolg? Diese Anspruchshaltung, immer einen unmittelbaren Fortschritt nachweisen zu können, hat sicherlich zu dem rasenden Entwicklungsprozess beigetragen, den die Bundesrepublik Deutschland innerhalb der sechzig vergangenen Jahre durchlaufen hat. Andererseits ist in ihr gleichzeitig auch die Ursache für viele halbherzige Reformkompromisse und politische "Verzettelungen" – in diesem Zusammenhang, von politischer Stagnation zu sprechen ist irrtümlich. – zu suchen. Wenn immer sofort ein Erfolg vorgewiesen werden muss, entzieht man jedem Verbesserungsversuch von vornherein die Basis und jegliche Etablierungsmöglichkeit. Wenn nicht ständig alle Kräfte darauf verwendet werden müssten, die Öffentlichkeit unablässig von den durchschlagenden Erfolgen noch so kleiner Paragraphenänderungen zu überzeugen, könnten die politischen Verantwortlichen in vieler Hinsicht umfassender und zielgerichteter handeln. Man zähle beispielsweise einmal, wie oft die Formulierung "ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung" in den wöchentlichen Kabinettsreden der Abgeordneten vorkommt und versuche sowohl "wichtiger Schritt" als auch "richtige Richtung" genauer zu definieren. Wie schnell wird man merken, dass die Kritik der Wähler an den vielen leeren Floskeln und den Schönfärbereien im Bundestag durchaus angebracht ist. Dass dies jedoch nicht primär von den Politikern selbst verschuldet wird, entgeht dem allgemeinen Urteil oft. Die Transparenz unserer Demokratie in Ehren, aber es ist oft genug die grundsätzlich kritische Haltung der Allgemeinheit gewesen, die, wenn nicht ein gänzlich vernichtendes, so doch immerhin höchst zynisches Urteil über politische Denkansätze noch am Tag ihres Bekanntwerdens gefällt hat. Von den Medien hagelt es Kritik, die sich die Opposition zu Nutze zu machen weiß und dies wiederum lässt weder auf regionaler, noch auf internationaler Ebene Raum für das konkrete Ansprechen von Fakten und Tatsachen – zu sehr ist man damit beschäftigt, sich die Sympathien der erbarmungslosen Öffentlichkeit, in der die Politikverdrossenheit ständig steigt, zu sichern.

Was hier am Beispiel der Innenpolitik erläutert wurde, lässt sich problemlos um den außen- und entwicklungspolitischen Aspekt erweitern. Organisationen wie der DED (deutsche Entwicklungsdienst), das Internationale Rote Kreuz oder UNICEF können zwar auf eine breite Unterstützung zurückgreifen, sind angesichts einer sich langsam breit machenden Ratlosigkeit in den westlichen Gesellschaften aber auch hilflos. Statt von einer spürbaren und nachhaltigen Entspannung in der Welt, ist immer nur von einer Verschlechterung der allgemeinen Ernährungs- und Gesundheitslage in den sogenannten „least und low developed countries“ die Rede. Täglich neue Schreckensnachrichten lassen an der Effektivität der Hilfs- und Entwicklungseinsätze zweifeln. Es wird die Frage laut, was eigentlich mit dem ganzen Geld, das jährlich nach Afrika, Südamerika und Südasiens geschickt wird, passiert, wenn es augenscheinlich das Leid der dortigen Menschen so gut wie gar nicht lindert. Renomierte Hilfsorganisationen wie UNICEF geraten dazuhin wegen Verschwendung der Spendengelder in die Schlagzeilen und bekommen ihren Gemeinnützigkeitsstatus entzogen. Und nicht zuletzt wird die Idee und das Prinzip der heutigen Entwicklungspolitik grundsätzlich in Frage gestellt – die denklichst schlechteste Schlussfolgerung, die aus den Beobachtungen gezogen werden kann, die gleichzeitig aber auch das große Defizit der entwicklungspolitischen Strategien aufzeigt: Es fehlt an Information und Aufklärung! Und zwar in den westlichen Gesellschaften!

Unabdingbar ist es, den Menschen in den Geberländern ein Bewusstsein davon zu vermitteln, was in Anbetracht der jeweiligen Lage eines Landes tatsächlich realistisch und umsetzbar ist: ein tieferes Verständnis von all den Hindernissen und Schwierigkeiten, denen beispielsweise ein Entwicklungshelfer beim Aufbau eines sozialen Projekts begegnen muss, ist notwendig, wenn das Begonnene tatsächlich erfolgreich weitergeführt (von "zu Ende bringen" wage ich nicht zu sprechen) werden soll, d.h. wenn man nicht den notwendigen Rückhalt und die grundsätzliche Hilfsbereitschaft in den westlichen Bevölkerungen verspielen möchte.

Hier in Peru habe ich erst erkannt, wie schnell man in Deutschland auch als Privatperson dabei ist, in wohlgemeinter Absicht, diversen Hilfs- und Kriseneinsatzunternehmen eine Spende zu überweisen, um dann am Abend in der Tagesschau staunend zu erfahren, dass der Spendenaufruf bereits so und so viele tausend Euro im Land locker gemacht hat. Wie schwer es aber ist, die bare Münze tatsächlich in funktionierende und ihren Zweck erfüllende Projekte umzusetzen, liegt jenseits aller Vorstellungen.

Die Rechnung "1 Euro = eine Hepatitisimpfung, 10 Euro = eine Matratze und 100.000 Euro = eine Schule" geht eben nur in den Werbeprospekten diverser Hilfsorganisationen auf, die regelmässig ins Haus geflattert kommen. Die beste und zuverlässigste Schutzimpfung nützt jedoch nichts, wenn Eltern trotz erhaltener Informationen und Aufklärung der Meinung sind, ihre Kinder nicht spritzen lassen zu müssen und die schönsten Statistiken bezüglich der endlich umgesetzten Schulpflicht sind wertlos, wenn man vor sich ein Mädchen sitzen hat, das zwar seit vier Jahren zur Schule geht, aber nicht bis zwanzig zählen kann.

In der Theorie mag die Rechnung auch aufgehen: scheinbar alles wird bei der Analyse eines Landes oder einer Region einkalkuliert und bei der Logistik und Planung eines Hilfsprojektes auch berücksichtigt: Von Infrastruktur über Klima bis hin zu Wirtschaftsfaktoren; Steuern, Subventionen, Arbeitskräftepotential, Bildungsstandard, Ressourcenverfügbarkeit... All das liegt heutzutage in perfekt ausgewerteter Form vor und wird von unzähligen Logistikern und Computerprogrammen verrechnet, so dass am Schluss, so könnte man meinen, ein Vorgehensrezept mit Erfolgsgarantie steht. Und doch geht es so schleppend und mühsam vor sich, denn der kleine Faktor "Mensch" wird allzu oft außer Acht gelassen, obwohl er es letztlich ist, der über Gelingen und Scheitern der verschiedensten Aktionen und sonstigen Einsätzen entscheidet, um den es doch aber am Ende bei all diesen Bemühungen gehen sollte.

Was hilft es, wenn zwar Geld, Personal und Material zur Verfügung stehen, die Auffassung der Menschen eines Landes bezüglich Vorgehensweise und Umsetzung eines Planes aber eine grundlegend andere ist?

Eine Rechnung mit vielen Unbekannten, an deren Ende das ominöse Wort "Mentalität" steht. Schwammige Begriffe sind es, die in diesem Zusammenhang immer wieder zur Hilfe herangezogen werden und denen doch immer noch viel zu wenig Wichtigkeit beigemessen wird. Was ist das schon konkret: Religion, Brauch, Tradition, gesellschaftlicher Verhaltenskodex?

Gerade darüber sollten sich die eingreifenden Akteure noch mehr Gedanken machen und dafür Sorge tragen, dass ein breites und fundiertes Verständnis des Faktors "Mensch" als Ausgangsbasis für die geplante Entwicklungshilfe in der eigenen Bevölkerung geschaffen wird. Dieses Bewusstsein dessen, welche vielseitige und oftmals unberechenbare Hürden ein Projekt in einem Land zu nehmen hat, ist wichtig, um ein

generelles Abwenden von der entwicklungspolitischen Idee aufgrund von Unverständnis und Frustration in den Weststaaten zu vermeiden.

Mit welchem gutem Gefühl folgt man doch zu Weihnachten in der heimatlichen Gemeinde einem Spendenaufruf, um z.B. ein Hilfsprogramm mit dem Bau und der Einrichtung einer Tagesstätte für arbeitende Kinder in Lima, Peru, zu unterstützen. Und wie groß ist die Enttäuschung bei einem ersten Besuch nach fünf Jahren vielleicht, wenn man eine nur sehr halblebig funktionierende Institution vorfindet?

Die Geldgeber und Projektleiter mögen sicherlich die Baukosten, die Lage, selbst die Qualifizierung des Personals berücksichtigt haben, waren sich aber vielleicht der subtilen gesellschaftlichen Hindernisse nicht bewusst. Die Folge wäre im schlechtesten Fall Enttäuschung und die Entscheidung, "es dann eben ganz sein zu lassen", im besten Fall die Einsicht, dass Entwicklungen und Veränderungen erstens nicht zu erzwingen sind und zweitens über Jahre hinweg in Übereinkunft mit den sozialen, wirtschaftlichen und technischen Begebenheiten vor Ort wachsen müssen.

In Lateinamerika herrscht beispielsweise ein anderes Zeit- und Pünktlichkeitsverständnis. Straffe Koordinationsabläufe und die konkrete Festlegung eines Zeitpunktes lassen sich daher nicht so realisieren wie man es in Europa für selbstverständlich erachten würde. Genauso wenig entspricht es der Mentalität der Menschen, lange im Voraus zu planen und der deutsche Perfektionismus ist ihnen nicht nur fremd, sondern erscheint ihnen oft gar nicht erstrebenswert. Dominierend sind Spontanität und Improvisationsvermögen, Tugenden, die in Deutschland als eher zweitrangig gelten.

Während ein Deutscher sein Kapital gemäß dem ihm eigenen Nutzdenken (Input – Output) verwaltet, setzt ein Peruaner ganz andere Prioritäten. Für ihn ist es wichtiger, eine überdimensional grosse Feier anlässlich des fünfzehnten Geburtstags seiner Tochter zu veranstalten, sollte es dazu auch notwendig sein, sich mit Unsummen zu verschulden. Das bedeutet, daß es nicht einmal immer möglich ist, genaue Übereinkünfte über die Notwendigkeit bestimmter Investitionen zu treffen. Niemals dürfen bei der Planung eines Hilfsprojektes weder die Gesellschaftsstruktur noch ihre Richtlinien und Funktionsabläufe außer Acht gelassen werden.

Ein paar Beispiele: die hohe und lebenslange Bindung der Kinder an die Familie hier in Peru vermindert in vieler Hinsicht nicht nur deren gesellschaftliche Mobilität und Einsatzfähigkeit, sondern ist auch der Grund dafür, dass in Zusammenarbeit mit Suedamerikanern oftmals nicht nur der Einzelne in Prozessabläufe einbezogen werden kann, sondern immer auch das Kollektiv berücksichtigt werden muß, das hinter jedem Individuum steht. Theorien, die in einer individualistischen Gesellschaft wie Deutschland entwickelt werden, sind in einer Kollektivgesellschaft, wie wir sie in Peru vorfinden, nicht eins zu eins umsetzbar. Die dominierende Stellung des Mannes muss als gegeben betrachtet werden und steht zunächst einmal außerhalb jeder Kritik. Es hätte daher auch nur wenig Sinn, einer Frau einen sicheren Arbeitsvertrag anzubieten, wuerde das gleichzeitig bedeuten, dass ihr arbeitsloser Mann dahinter zurueckbleibt.

Die enge Verknuepfung von Alltag, Familienleben und Arbeit, wie sie in anderen Laendern noch präsent ist, ist in Deutschland weitestgehend unbekannt und auch wenig erstrebenswert.

In Peru müssen Arbeitsstellen für Frauen dagegen – wenigstens soweit dies auf die durchschnittliche Bevölkerung zutrifft – unbedingt mit dem Aufziehen ihrer Kinder vereinbar sein. Während in Deutschland jedes Unternehmen diesbezüglich strenge

Vorschriften vorgeben wird, um Kinder direkt am Arbeitsplatz der Mutter zu vermeiden – natürlich zum Schutze der Kinder -, nimmt in Peru jede Mutter ihren Zögling mit zur Arbeit – natürlich auch hier: Zum Schutz ihres Kindes! Schnell wird deutlich welche unterschiedliche Definitionen auch darüber herrschen, was gut und was schlecht für ein Kind ist.

Diese grobe Skizzierung einiger grundsätzlich verschiedener, manchmal gar gegensätzlicher Denkweisen und Verhaltensmuster dürfte die Schwierigkeiten, die es seit jeher im Zusammenhang mit der Entwicklungspolitik gibt, deutlicher aufweisen und auch klarer werden lassen, weshalb scheinbar nur “schleppende” Fortschritte zu verzeichnen sind.

Sollte es eines Tages gelingen, die Denk- und Arbeitsweise der Menschen eines Landes als ausschlaggebendsten Standortfaktor zu berücksichtigen und auf diesen die politischen Massnahmen abzustimmen, bevor man sich um Kapital, Infrastruktur und Rohstoffvorkommen etc. Gedanken macht, bin ich davon überzeugt, dass die Millionen und Milliarden von Entwicklungsgeldern noch um einiges effizienter genutzt werden könnten. Ob auf privater, nationaler oder internationaler Ebene “Entwicklungspolitik” wird immer noch primär mit ungeheuerlichen Finanzspritzen in Verbindung gebracht, die für Staaten wie Peru mit Sicherheit unverzichtbar und für viele ihrer Bürger überlebenswichtig sind, die allein aber nur selten den erhofften Umschwung herbeiführen.

Der oberflächliche Geldfluss muss noch mehr durch die Komponente “Wissen und Dialog” ergänzt werden, um sowohl eine Nutzenmaximierung der eingesetzten Investitionen zu erzielen, als auch um die Hilfsbereitschaft der Geldgeber aufrechtzuerhalten. Es ist wichtig, den finanziellen Aspekt nicht aus dem Blick zu verlieren und den von den Industriestaaten eingeschlagenen Kurs beizubehalten, doch gleichzeitig darf man sich nicht der Illusion hingeben, durch die beispielsweise 23 Millionen Euro, die die Bundesregierung dem Welternährungsprogramm in Reaktion auf die Welternährungskrise in kurzer Zeit zur Verfügung stellen wird, würde sich die Situation unmittelbar und nachhaltig verändern.

Solche Kommunikationsdefizite und Verständnisprobleme, die es leider immer noch zu Genüge auf internationaler Ebene gibt, sollten selbstverständlich als Aufforderung zu einer intensiven Beschäftigung mit der fremden Kultur und Gesellschaft verstanden werden, ist man ernsthaft daran interessiert, die immer weiter auseinanderklaffende Lücke zwischen Reich und Arm schrittweise zu schliessen. Dabei bleibt es natürlich die größte Herausforderung, nicht wertend an die anderen Menschen heranzutreten, ihre Denkweise als eine Grundgegebenheit zu akzeptieren, an die sich die Politik anzupassen hat und nicht dazu zu neigen, den Umkehrschluss zu ziehen: Der Standortfaktor “Mensch” gibt die Richtlinien vor und in dessen Übereinkunft müssen Entscheidungen getroffen werden. Nicht selten wird man sich dabei vor immer den selben Wissenskonflikt gestellt sehen:

Rechtfertigt das Erreichen einer besseren Lebensqualität krasse Veränderungen am bestehenden Gesellschaftssystem? In anderen Worten: Kultur oder Fortschritt?

Wo müssen die Prioritäten gesetzt werden?

Vor einiger Zeit sah ich mich selbst konkret mit dieser Frage konfrontiert, als ein junge Frau bei einer Veranstaltung neben mir ein Herz- Kreislaufversagen und Atemstillstand erlitt und ich gemäss dessen, was man mir in Deutschland beigebracht hatte und was mir in dieser Situation als das Selbstverständlichste erschien, reagierte. Doch schon das Entsetzen der Umstehenden darüber, dass ich die Brust der Frau entblöste, um mit der

Reanimierung beginnen zu können, liess mich erahnen, dass ich es in dieser Situation mit weitaus komplexeren Fragen zu tun haben würde als der nach dem richtigen Verhältnis von Druckmassage und Beatmung. Auf die Idee, einen Krankenwagen zu rufen kamen sie erst, nachdem ich sie mehrmals dazu aufgefordert hatte. Stattdessen versuchten sie dadurch Abhilfe zu schaffen, indem sie Arme und Bauch der Kranken in regelmässigen und kreisenden Bewegungen mit Wasser einrieben und den Kopf anhoben, so dass er nicht auf dem Boden zu liegen kam – Bemühungen, die die meinigen sichtlich behinderten, was die Menschen aber nicht weiter zu kümmern schien. Nachdem einige Minuten so verstrichen waren, beschloss der schwer betrunkene Ehemann, seine Frau in einem kurzerhand aufgetriebenen, alten Rostauto in das zwanzig Minuten entfernte Krankenhaus zu fahren. Ich war entsetzt über den Beschluss, beteuerte wiederholte Male, dass eine Person in diesem Zustand auf keinen Fall transportiert werden könne und musste doch schliesslich zusehen, wie der wankende Mann den leblos scheinenden Körper davon trug. Bis heute weiss ich nicht, was aus der Frau geworden ist, nicht zuletzt deshalb, weil es auch für die anwesenden Peruaner nur von mindermem Interesse war. Der Zwischenfall war für sie in dem Moment abgehakt, in dem sie nicht mehr unmittelbar mit dem Leiden der Frau konfrontiert waren. Meine Fassungslosigkeit wurde von allen Seiten immer wieder nur mit “was willst du machen, wenn der Ehemann sagt...?” kommentiert.

Wut und Entsetzen über so viel Blindheit und Ignoranz jedes Einzelnen waren meine Reaktion, die nur langsam einem umfassenderen Verständnis über den Gegensatz zweier kulturellbedingt gegensätzlicher Grundhaltungen, die in dieser Extremsituation auf einander geprallt waren, wich. Meine Vorstellung bezüglich einer richtigen und angebrachten Verhaltensweise in dieser Situation war in keinster Weise mit derjenigen der Peruaner vereinbar und inzwischen erscheint es mir nachvollziehbar, dass das, was in dieser Situation nicht möglich war, vielleicht nicht einmal nötig war: Leben zu erhalten, koste was es wolle, muß nicht immer oberstes Prinzip sein. Selbst die Frage über Leben und Tod, die in Europa zur alles entscheidenden und, bezüglich der Stammzellforschung, leider auch immer mehr zur alles rechtfertigenden Instanz erhoben wird, musste sich hier dem Gesetz der Gesellschaft unterordnen. Wenn man so will, musste diese Frau vielleicht sterben, weil das System so funktioniert, wie es nun einmal funktioniert. Für ein korrektes Verständnis ist es dabei aber von überaus grosser Wichtigkeit, dass der Blick des Lesers nicht in der ersten Satzhaelfte, die von “sterben müssen” spricht, hängen bleibt, sondern, dass das Hauptgewicht der Aussage auf dem “funktionierenden System” liegt. Vielleicht träfe die Formulierung, daß die Frau zwar sterben musste, das System dafür aber erhalten wurde, eher zu.

Diese Ausführungen greifen den obengenannten Aspekt nochmals in verdeutlichter Form auf: Die Entwicklungspolitik hat zwar die Verbesserung der Lebensqualität als oberste Aufgabe, zielt damit automatisch aber auf eine gewisse Umstrukturierung des bestehenden Verhaltens- und Denkmusters ab und muss in diesem Zusammenhang deshalb äußerst behutsam vorgehen, nicht nur, wie zu Beginn dieser Abhandlung betont wurde, um den eigenen Erfolg des Projekts nicht leichtsinnig zu verspielen, sondern vor allem auch, weil sie den Menschen in den Entwicklungsländern gegenüber eine wichtige Verantwortung übernommen hat.

Ständig muss in diesem Zusammenhang die Frage gestellt werden, wie viel Veränderung möglich und wie viel Veränderung unbedingt notwendig ist, um sicherzugehen, dass über das Verfolgen ehrgeiziger Ziele nicht subtil vorhandene, aber alles entscheidende Faktoren vergesehen werden.

Wir müssen unseren Blick schulen, zu erkennen, wie etwas umgesetzt werden kann und was sich lohnt, umgesetzt zu werden. Dazu legen wir am besten ab und an – nicht immer – unser Input–Outputdenken ab.